

Nr. 11290. Wien, Mittwoch, den 29. Januar 1896

Hanslick Edition: Hanslick in Neue Freie Presse  
Herausgegeben von Michael Etienne und Max Friedländer

Eduard Hanslick

29. Jänner 1896

## 1 Zur Biographie Franz Liszt's. II.

Ed. H. So lange Franz Vergl. Nr. 11259 der „Neuen Freien Presse“ vom 28. December 1895. Lisztals Virtuosen-Schmetterling rastlos durch Europaflatterte, war er nicht so leicht einzuholen und zu haschen. Als er aber in Weimarseßhaft geworden und allmächtig am großherzoglichen Hofe, da überschüttete ihn tagtäglich die Post mit Briefen von Freunden, Bewunderern und — Bittstellern. „Du solltest eigentlich Helferichstatt Franz heißen,“ schreibt ihm Adolph Stahr (dessen jetzt noch in Weimarlebende Töchter Liszt's besonderen Schutz genossen), „denn eine hilfsbereitere Menschenseele als dich habe ich in meinem Leben nie kennen gelernt!“ Zunächst hatte der „Helferich“ viel seufzende Sehnsucht nach dem Weimarischen Falken-Orden zu stillen. „Ich fliege dem Vogelnach,“ bekennt, und er hat durch Dingelstedt Liszt den „Vogel“ erhalten, ebenso wie, Mosenthal, E. Dessauer, Devrient, Dawison Tichatschek und noch manche Andere, von welchen keine Briefe vorliegen. So viele Orden wie Liszt hat wol noch kein Künstler verschafft, ausgenommen, der gelegentlich seiner Festspiele Wagner bayrische Auszeichnungen vertheilte wie ein Souverän. Der Musik-Theoretiker C. begnügt sich mit dem Weitzmann Doctordiplom, das ihm Liszt von der Universität Jenaerwirkte. Dann kommen die Bitten von Robert, Franz Ferdinand und Anderen um Annahme von David Dedicationen oder Befürwortung dieses Ansuchens bei kaiserlichen und königlichen Hoheiten. Minnawünscht, Wagner daß eine Nichte Richard Wagner's in Weimar als Schauspielerin engagirt werde. Marie bestürmt Seebach Liszt um eine melodramatische Musik zu Bürger's „Leonore“ und „Des Sängers Fluch“ von Uhland. („Ich hätte mögen auf den Knien am liebsten vor Ihnen liegen und beten!“ hofft durch Berlioz Liszt auf einen Verleger für seinen „Faust“; Capellmeister C. auf die Aufführung Krebs seiner Oper „Agnes“. Johanna v. (die Beethoven Witwe des „Neffen Karl“) bittet in großer Bedrängniß um eine wiederholte Geldunterstützung, indem sie sich für bereits empfangene hundert Gulden bedankt. Aber eines der allerinteressantesten Anliegen kommt von dem 73jährigen. Er berichtet dem neugeweihten Rossini Abbé von seiner kürzlich componirten und in Privatkreisen gesungenen vierstimmigen Vocalmesse: „Man wollte, daß ich die Messe instrumentire, um sie sodann in einer Pariser Kirche aufführen zu lassen. Doch widerstrebte mir's, da ich all mein geringes musikalisches Wissen an dies Werk gelegt und es mit wahrhaft religiöser Hingebung geschaffen habe. Es existirt, wie man mir versichert, von einem früheren Papste her eine beklagenswerthe Bulle, die ein Zusammenwirken beider Geschlechter in der Kirche verbietet. Könnte ich jemals zugeben, meine armen Noten von den mißtönenden Knabenstimmen singen zu hören, statt von Frauen, die für die geistliche Musik herangebildet sind und, um musikalisch zu sprechen, mit ihren wohl lautenden, lichten Stimmen gleichsam Engel des Himmels darstellen? Wäre es mir, gleich Ihnen, vergönnt, im Vatican zu wohnen, ich

würde mich zu den Füßen meines angebeteten Pius IX. niederwerfen, um seine Gnade für eine neue Bulle anzurufen, die den Frauen gestattet, vereint mit den Männern in der Kirche zu singen. Diese Maßregel würde der in völligem Niedergang befindlichen Kirchenmusik neues Leben verleihen. Als wackerer Abbé vereinigen Sie sich, Theuerster, mit mir und versuchen wir es, bei Sr. Heiligkeit eine Gnade zu erlangen, die Ihnen als Diener der Kirche wie als Musiker doppelt am Herzen liegen muß.“

Auch in ernstesten politischen Fällen mußte Liszt mitunter den Vermittler spielen; so für zwei Oesterreicher: Moriz und Hartmann Eduard. Reményi „Moriz Hartmann ist gefangen,“ schreibt Adolph Stahr im October 1854 an Liszt. „Seine Freunde in Paris schreiben mir, daß, wie sie aus erfahren, ein Theil der dort wientigen Minister es aus Furcht vor Scandal selbst für politischer halte, den Dichter wieder in Freiheit zu setzen, der seit sechs Jahren ohne politische Thätigkeit, rein nur seinen schriftstellerischen Arbeiten gelebt hat. Es sei Alles noch im ersten Stadium der Untersuchung und eben noch Zeit, für den Dichter thätig zu sein. Auch ohne Auftrag von Paris her würde ich dazu deine Mitwirkung, deinen Einfluß, deine Verbindungen in Anspruch nehmen, denn es gilt einem Freund, einem edlen Charakter, einem Dichter, einem Unglücklichen. Je mehr von allen Seiten Bitten und Befürwortungen nach Wien kommen, um so eher ist Aussicht dazu da, daß Kaiser Franz Joseph und seine Räte thun werden, was menschlich und politisch das Klügste ist, zumal in einem Augenblick, wo ein Louis Napoleone einen begnadigt und wo Barbès Oesterreich durch einen solchen Act die Stimmung von ganz Deutschland gewinnen kann.“ Was den jungen Geiger Reményi betrifft, so hatte er sich nach der Besiegung der ungarischen Revolution geflüchtet und durfte nicht nach Oesterreich zurück. Wiederholt hatte Liszt ihn ermahnt, Schritte für seine Rehabilitirung zu thun; der Trotzkopf wollte nichts davon wissen. Nun wendet er sich (1854 aus London) doch an seinen mächtigen Beschützer, damit dieser ihm die Erlaubniß zur Rückkehr nach Oesterreich erwirke.

So von allen Seiten von Einzelnen und für Einzelne in Anspruch genommen, hat Liszt doch ununterbrochen daran gedacht, wie er im Großen für deutsche Kunst und Bildung wirken und Weimar durch ein monumentales Werk zu neuem Glanze erheben könne. Er plante eine großartige „Goethe-Stiftung“, welche ihren Sitz und Mittelpunkt in Weimar haben sollte. Zweck und Einrichtung dieser Stiftung erklärte Liszt in einer (sonderbarer Weise gefranzösisch geschriebenen) Broschüre: „De la fondation — Goethe“, die er noch vor ihrer Veröffentlichung verschiedenen Künstlern und Schriftstellern zur Beurtheilung schickte. Die meisten Freunde und Verehrer Liszt's, auch Stahr und Dingelstedt, haben seinen Entwurf in Pausch und Bogen gepriesen. Eine Ausnahme macht, der in einem ausführlichen, sehr Gutzkow verständigen Briefe manchen unpraktischen Ideen Liszt's entgegentritt. „Allgemeine, vague, blind ins Leere hinausgeschriebene Preisaufgaben halte ich für keine Förderung der Kunst. Sehen Sie nur das klägliche Resultat der Laube'schen Concurrrenz in Wien! Talent wird nicht geweckt durch Preise, im Gegentheile, statt zu encouragiren, discouragirt die Concurrrenz. Wie mancher talentvolle junge Mann ist über seinen Durchfall in einer Concurrrenz halb verrückt geworden! Aber lassen Sie noch mehr wegfallen! Die Krönungs-Ceremonie, die ganze Richard Wagner'sche Kunst-Zukunfts-Volks-Universal-*Acclamation*. Das ist Bombast! Das Wesen der Kunst im 19. Jahrhundert ist — die Individualität.“ Ein anderes Schriftstück, das Liszt auf dem Herzen lag, war die Dichtung des „Nibelungenring“, die Wagner bekanntlich noch vor der Musik selbstständig veröffentlicht hatte. Liszt wünscht zuerst das Urtheil der Brüder und Grimm wendet sich deshalb an . Diese antwortet: „Ich Bettina habe die Söhne aufgefordert, den Nibelungentext den beiden Grimm von deiner Seite zu übergeben; sie haben mir es abgeschlagen und mir betheuert, daß sich kein gutes Resultat daraus erwarten ließe. Ich möchte auch nicht, daß Schaden daraus erwüchse, da dein Eifer für diesen Freund doch immer etwas Heiliges hat, das weit schöner ist als das, worum es sich handelt.“ Noch schlimmer ergeht es den Nibelungen bei Adolph, welcher doch von Stahr Wag-

ner's früheren Werken eingenommen war. „Um es kurz zu sagen,“ schreibt Stahr, „ich weiß kein anderes Urtheil über diese Production als dasjenige, welches in dem Dilemma enthalten ist: entweder bin ich unfähig, zu verstehen und zu empfinden, was möglich, darstellbar und dramatisch wirksam, was tragisch und die Menschen ergreifend ist — oder: diese Dichtung. Einen genialen Menschen so ver ist von Anfang bis zu Ende ein einziger ungeheurer Mißgriffirt zu sehen, daß man kaum noch das Wort des Polonius (Wenn das Wahnsinn ist, so ist doch Methode darin) auf ihn anwenden kann, das ist geradezu ein Schmerz. Dies Gedicht ist in Allemeim Abfall von seiner ganz früheren Weise, nur insofern nicht, daß alle Mängel und Fehler der früheren Dichtungen hier zu riesiger, überwuchernder Höhe aufgeschwellt sind, während die schönen menschlich poetischen Eigenschaften fast ganz in den Hintergrund treten. Hier ist eine Sprache, die kein Lebender spricht, eine Rhythmik und ein Versbau, die meinem Ohre fremd sind; der Wortsinnschwer verständlich, sogar für den ruhig aufmerksamen Leser; die Redenlang und überlang, der Gang der Fabelohne Gelehrsamkeit und Wissen geradezu unverständlich, und das ganze über- und untermenschliche Wesen dieser ganzen Welt in Motiven, Ansichten, Thaten, Schicksalen im höchsten Grade interesselos, ja — lang!“ weilig

In Liszt's Weimarer Zeit ( 1855bis 1861) fällt die lebhafteste Correspondenz mit seinen Lieblingsschülern , Tausig und Cornelius . Die Briefe des Bülow Letzteren stehen nicht in der Sammlung von La Mara, sondern sind selbstständig in zwei Bänderschriften, auf die wir auch einmal zurückkommen. Alle drei Jünglinge sind von der aufrichtigsten Begeisterung für Liszt und seine Werke erfüllt — fast möchte man sagen: besessen. „Begrift man erst Ihre Musik,“ schreibt Tausig, „so wird erst dann verstanden werden!“ Und später: „Ist Bach Ihr erschienen? Ich habe großes Bedürfnis nach Dante echt classischer Musik, und bis ich nicht wieder eine neue Partitur von Ihnen vor mir sehe, bekomme ich nicht meine Herzensruhe.“ Dem armen Tausigging es lange Zeit recht übel. Aus den verschiedensten Städten wiederholen seine Briefe dieselbe Klage, daß seine Eltern ihm jede Unterstützung entziehen und er die nächsten Monate werde „von der Luft leben müssen“. Da hat denn „Helferich“ immer wieder geholfen. Auf Liszt's Rath geht Tausig Ende 1860 nach, wo er bekanntlich mehrere Orchester Wienconcerte zu dem Zwecke veranstaltet hat, um für Liszt's symphonische Dichtungen Propaganda zu machen. Das Unternehmen fand wenig Anklang und verursachte große Unkosten. Dennoch bleibt Tausig auf Liszt's Wunsch in Wien. „So leicht ist mir der Entschluß, in Wien zu bleiben, keineswegs geworden, und ich habe überwinden müssen. Wien ist mir unausstehlich, und meine Stellung, wenn ich überhaupt darauf ausgehe, jetzt oder später eine einzunehmen, ist zu aller Welt eine schiefe, unangenehme und höchst unentwickelte.“ Bei allem Enthusiasmus für Liszt benimmt er sich doch nicht so herausfordernd wie Bülow, der in Berlin ( 1859) als Dirigent von Liszt's „Idealen“ einige Zischende laut aufforderte, den Saal zu verlassen. „Ich hätte es für würdiger gehalten,“ schreibt Tausig, „wenn er hätte die Leute zischen lassen. Diese Schroffheit verdirbt Alles. Wie will er, daß die Leute in seine Concerte gehen, wenn er ihnen verbietet, ihre Meinung zu sagen? Es bleibt ihm nichts übrig, als sich mit Jedem, der nicht seiner Meinung ist, zu duelliren.“ Noch entschiedener äußert sich die berühmte Sängerin Pauline gegen Viardot Liszt: „Gewiß wird das Publicum stets günstig aufnehmen, was ihm von Ihnen selbst, persönlich vorgeführt wird, aber ich habe jedesmal Angst, wenn Bülow und die anderen Fanatiker sich hineinmischen. Sie schädigen die Sache, welcher sie dienen wollen, indem sie andere als musikalische Mittel zur Ueberredung anwenden. Sie sind exaltirt, ungeduldig und heftig bis zur Grobheit; sie suchen Streit und schreiben Kampfsartikel gegen Alle, die nicht geneigt sind, ihnen aufs Wort zu glauben, und nicht gewillt, einer neuen Musik zuliebe auf jene zu verzichten, die das Glück ihres Lebens gewesen ist. Das ist absurd. Sie allein können, ja Sie müssen die Hitze Ihrer jungen Leute mäßigen! Die heftigen oder scandalösen Scenen, die sie hervorrufen, werfen einen Schein von Lä-

cherlichkeit auf Ihre Sache. Bringen Sie also alle die verrückten und ungeschickten Thoren zum Schweigen und sprechen Sie!“

Sehr bemerkenswerth sind die Briefe von zwei aufrichtigen Freunden und Verehrern Liszt's, welche inmitten der fanatischen Propaganda für dessen Compositionen sich verpflichtet fühlten, aufrichtig ihre Bedenken dagegen auszusprechen: Ferdinand und Hiller. „Ich hätte dir,“ schreibt Joachim, Hiller nach dem Aachener Musikfest, „mit dem besten Willen nicht viel Freundliches sagen können, ohne Comödie zu spielen. Wenn auch meine Sympathie für dich immer die gleiche ist, so muß ich doch hinzufügen, daß es sich mit einem Theil deiner musikalischen Bestrebungen ganz anders verhält, daß ich nicht allein in denselben nicht mit dir übereinstimme, sondern es nachgerade für Pflicht halte, dir mit allen Kräften entgegenzutreten, so schwach sich dieselben auch deiner Stellung und deinem Einfluß gegenüber erweisen mögen.“ Mit schöner Offenheit betont, indem er die Einladung zu Joachim dem Musikfest in Weimar ablehnt: „Was hilft es, wollte ich noch länger zaudern, auszusprechen, was ich empfinde! Ich bin deiner Musik gänzlich unzugänglich; sie widerspricht Allem, was mein Fassungsvermögen aus dem Geist unserer Großen seit früher Jugend als Nahrung zog. Ich kann euch kein Helfer sein und darf dir gegenüber nicht länger den Anschein haben, die Sache, die du mit deinen Schülern vertrittst, sei die meine.“

Einmal kommt es doch vor in dieser Sammlung von 240 Briefen, daß Liszt selber eine Gefälligkeit von Jemandem ansucht. Er bittet, in Berlioz Paris seine Wahl zum Membre de l'institut (nach Spohr's Tod) anzuregen, was Berlioz gerne und mit Erfolg thut. Berlioz berichtet auch, daß R. sich in Wagner Londondurch seine Geringschätzung Mendelssohn's sehr geschadet habe. „Wagner hat Unrecht,“ schreibt Berlioz, „den Puritaner Mendelssohn nicht als eine reiche und schöne Individualität anzuerkennen. Wenn ein Meister ein Meister ist, und wenn dieser Meister immer und überall die Kunst geehrt und hochgehalten hat, dann muß man ihn gleichfalls ehren und hochhalten, mag auch unsere Richtschnur von der seinen abweichen.“ Wie mühsam es Berlioz geworden, seine Oper „Die Trojaner“ zur Aufführung in Paris anzubringen, illustriert er Liszt durch folgende kleine Erzählung: „Der Kaiser hatte mich aufgefordert, ihm das Libretto zu bringen, und gewährte mir eine (wie ich glaubte) besondere Audienz: es waren unser 42. Kaum war es mir möglich, ihm ein paar Worte zu sagen. Er hatte seine Miene von 25 Grad unter Null, versprach, mein Buch zu lesen, falls er einen Augenblick der Muße finden könnte, und seitdem habe ich nichts mehr davon gehört. Die Sache war abgethan. Das ist so alt wie die Welt. Ich bin gewiß, daß der König Priamus sich ganz ebenso benommen hat.“

Von finden sich nur wenige Briefe in Rubinstein der Sammlung, aber sie sind nicht ohne Interesse. Es erging dem jungen Virtuosen anfangs ganz so miserabel, wie seinen beiden Colleggen Tausig und Bülow. Und doch bildeten diese Drei die herrlichste Blüthe der nach Liszt'schen Clavier-Virtuosität. Zuerst eine bittere Klage aus Berlin (1855), wo Rubinstein für sein erstes Concert 160 Thaler aus eigener Tasche zuzahlen mußte, um seine Ocean-durchfallen zu sehen. Dann im selben Jahre Symphonie, wo das Vergnügen, ein Concert zu geben, ihn Wien bare 260 Gulden kostete. Einen leeren Saal gibt es freilich nicht in Wien nach Rubinstein's Versicherung, da drei Viertel der Plätze von Freibilletten verschlungen sind. Auch die Kritik, welche für Wilhelmine Claußschwärme, habe ihn schlecht behandelt, besonders Hanslick. Dieser sage: „Sie hat das ästhetisch Schöne in der Kunst mit Löffeln aufgefressen, so daß für die Anderen nicht mehr als ein Leck für einen Groschen übrig bleibt.“ Dieser mir zugeschriebenen Albernheit stehe ich vollständig fremd und unschuldig gegenüber. Auch ist es nicht ganz mein Styl. Von da an klafft eine breite Lücke in der Correspondenz zwischen Rubinstein und Liszt bis zum Jahre 1871, wo Rubinstein seine Trauer um den früh heimgegangenen aus Tausig spricht. Dieser sei mit Bülow und Nikolaus Rubinstein der letzte große Pianist gewesen. „Die Instrumental-Musik,“ sagt Rubinstein, „kann aber nur verlieren mit dem Verschwinden der Virtuosität; die „guten Musiker“

sind es nicht, durch welche die Kunst vorwärts kommt. Man hat gut sagen, der „gute Musiker“ sei der Deputirte der Rechten, oder des Centrums, oder der Linken — die Kunst verlangt aber einen Dictator, einen Imperator.“

Die weit überwiegende Mehrzahl der uns vorliegenden Briefe Liszt's datirt aus seiner Weimarer Zeit; da waltete auch die sorglich hütende Hand der Fürstin Wittgensteinüber den Schriftstücken. Aus Liszt's römischen Jahren und seinem Pester Aufenthalte haben wir nur eine spärliche Ausbeute. Im Jahre 1871 benachrichtigt ihn der Minister-Präsident Graf Julius, daß der Andrassy Kaiserseine Ernennung für Pest mit dem Titel eines königlichen Rathes und einem Gehalt von 4000 Gulden genehmigt habe. In Erwartung eines seinem Genie entsprechenden Amtes werde Liszt durch seine bloße Anwesenheit Pest zu einem musikalischen Mittelpunkt machen. Die Briefe seiner ungarischen Verehrer übertreffen in schwärmerischer Huldigung Alles, was Liszt in diesem Artikel sonst erlebt hat. „Welch tiefen Gehalt,“ schreibt E. v., „welch unvergleichlichen Werth Mihalovich soll das Leben wieder für mich gewinnen, wenn es mir vergönnt sein wird, in der elektrischen Sonnennähe des Göttzu leben, aus dessen geflügelten Worten und erlichenhabenen Mienen u. s. w. u. s. w.“ Und Cornel v. : „Seitdem ich denke, und gar seitdem ich Abranyi musikalisch denke, habe ich nur eine einzige Idee: diese Idee concentrirt sich in Ihrem unsterblichen Genie!“ Ein Brief des berühmten Theologen Karl v. in Hase Jena an den (damals erkrankten) Liszt beschließt die Sammlung; er endet mit den hübschen Worten: „Ich würde selbst den heiligen Franciscus für Ihre Genesung anrufen, wenn mir's nicht am Glauben fehlte.“ Es war der Anfang vom Ende: mit Einemmale kam das Alter über ihn, dessen er bisher zu spotten schien. Fünf Jahre später ( 1886) war Liszt nicht mehr unter den Lebenden.